



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Kleinere Mitteilungen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

lichkeiten ich zur Genüge kannte, noch die gelehrte Schule hatten so große Anziehungskraft für mich, daß ich ihretwegen das mir liebe Elternhaus gern und leichtem Herzens verlassen hätte. Ja, wäre der Großvater noch am Leben gewesen, mit dem ich von allen Verwandten am liebsten plauderte! Nun dieser in der alten Familiengruft ruhte, gab es für mich keinen rechten Mittelpunkt unter der zahlreichen Schaar naher und ferner Verwandten. Nur die Aussicht, welche der verstorbene Großvater mir eröffnet hatte, daß ich auf der gelehrten Schule alsbald jene großen Geister kennen lernen würde, deren Namen daheim nie genannt wurden, tröstete mich und ließ mich die nächste Zukunft in rosigem Schimmer erblicken.

An der Spitze des Gymnasiums stand damals ein naher Verwandter, Direktor Rudolf. Trotz der Verwandtschaft kam die Familie des Direktors nicht häufig mit uns zusammen.

Direktor Rudolf stand in dem Rufe eines tüchtigen Gelehrten, was er auch jedenfalls war. Nur kränkelte er seit mehreren Jahren und mußte sich infolgedessen bisweilen längere Zeit durch den Konrektor, einen schon älteren Mann, vertreten lassen. Einem Gerücht zufolge, das auch mir nicht verborgen geblieben war, sollte er geraume Zeit gestörten Geistes gewesen sein. Diese Krankheitsperiode war längst überstanden, und der erfahrene Direktor bekleidete schon seit Jahren wieder das ihm anvertraute Amt.

Freundlich und mild, wie es seine Art war, empfing er mich in seinem mit Büchern überfüllten Zimmer, unterhielt sich mit dem Vater in heiterster Weise, richtete dazwischen wie zum Scherz einige Fragen an mich, deren Beantwortung mir wenig Kopfschmerzen verursachte, und ließ mich zum Schluß irgendeine Stelle aus dem Cäsar übersetzen. Damit war die Prüfung beendet, und es wurde mir kundgethan, daß ich Aufnahme in Untertertia gefunden habe. Mir fiel ein Stein vom Herzen, und mit nicht geringem Selbstgefühl trat ich vernügt an des Vaters Seite den Rückweg nach Hause an.

(Fortsetzung folgt.)



## Kleinere Mitteilungen.

Der Sport in Deutschland. Aus dem Weißischen „Kinderfreund“ erinnere ich mich, daß irgendwo eine altmodische Frau war, die ihre Kinder möglichst wenig in die Luft gehen lassen wollte, weil die Luft „zehre.“ Das mag vielen Leuten sehr komisch vorkommen; mir hat immer das Herz weh gethan bei diesem Zeugnis der schrecklichen Amseligkeit, die zu gewissen Zeiten des vorigen und vorvorigen Jahrhunderts ansehnliche Teile unsers Landes und Volkes beherrscht haben muß. Die Kinder durften nicht zu viel essen, weil sonst nicht genug da war, und durften sich daher in freier Luft nicht mehr, als unerläßlich nötig war, bewegen! Wahrlich, unser Volk hat damals, um nur seine Existenz zu retten, lange Zeit auf alles, was wie Lebensgenuß ansah, verzichten müssen, und vollends von Freudigkeit konnte damals selbst in den Mittelklassen kaum eine Spur vorhanden sein. Wo sollte im damaligen Deutschland der Sport, der doch recht eigentlich eine Verwendung überschüssiger Kraft auf irgend einem Felde ist, eine Stätte finden?

Noch aus diesem Jahrhundert wird uns von dem auffallenden Gegensatz zwischen selbstbewußten jungen Engländern oder Amerikanern und geduckten, gleichsam immer auf ein Kommando wartenden deutschen Knaben berichtet; wir entnehmen uns der Angabe, daß in Anstalten, deren Besucher aus diesen verschiedenen Nationalitäten gemischt waren, die deutschen Knaben als „deutsche Milchsuppen“ bezeichnet wurden. Sehr natürlich; der junge Engländer konnte boxen, reiten, schwimmen, rudern, seine Erholungsstunden wurden mit kräftigendem Ballschlagen ausgefüllt — der junge Deutsche dagegen hatte wohl auch seine Spiele, aber die körperliche Thätigkeit darin war nur eine zufällige, keine bewußte und organisirte, und wie er es von andern unzählige male gesehen hatte, so war auch er bei der kleinsten Mißstimmung bereit, zu erklären, er „mache nicht mehr mit.“ Keine Disziplin, keine Energie der Muskeln, keine frische, freudige Bewegung. Man fühlt sich stark versucht, zur Erklärung auch den Gegensatz zwischen englischer und deutscher bürgerlicher Küche mit heranzuziehen; dort Roastbeef und Beefsteak, hier — Suppenfleisch, einen Tag wie den andern.

Nun gab es ja seit den Befreiungskriegen in Deutschland eine Sache, welche ein Gegengewicht bildete und der Verweichlichung und Vernachlässigung in aller körperlichen Tüchtigkeit widerstrebte: die Turnerei. Sie hat sich in diesem Sinne ein hohes Verdienst erworben, was nicht besser bezeugt werden kann als durch die Thatsache, daß ein großer Teil der Turnübungen in die Ausbildung unserer Truppen herübergenommen worden ist. Indessen begegnete die Turnerei zu vielen Voreingenommenheiten, als daß sie aus sich heraus zur allgemeinen Volkserei hätte werden können. Manche Kreise widerstrebten ihr geradezu, und aus Gründen, denen eben auch nicht alle Berechtigung abging. Ultramontane Blätter haben die Turnerei einmal „die Anfangsgründe des Seiltanzens“ genannt, und ich selbst habe Produktionen von Turnvereinen beigewohnt, angeführt deren man sich wirklich nicht der Ausbildung körperlicher Kraft und Gewandtheit freute, sondern sich fragte, wo anders als bei der Seiltänzererei denn derartige Kunststückchen ihre Verwendung finden sollten. Inzwischen ist nun der entscheidende Schritt geschehen, das Turnen zu einem mit gleicher Sorgfalt wie jeder andre Zweig gepflegten Gegenstande des öffentlichen Unterrichts zu machen, und ich bin tief von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es für unsere ganze Volkserziehung nichts Wichtigeres und Erfreulichereres geben könne als diese systematische Pflege des Körpers. Wahrlich, niemand bedarf derselben so sehr wie unsere mit geistiger Anstrengung überbürdete Jugend!

Nun hat sich aber auch im ganzen Volksleben ein Umschwung vollzogen, und eine Art leidenschaftlichen Verlangens nach körperlichen Übungen ist an die Stelle der früher über die junge Welt weitverbreiteten Abneigung gegen solche getreten. Ein Gebiet, auf welchem sich dies mit besondrer Stärke geltend gemacht hat, muß sich heutzutage einem jeden aufdrängen: das Schlittschuhlaufen. In unsern Jugendjahren liefen die Knaben wohl auch Schlittschuh, aber nicht überall fand sich Gelegenheit dazu; auf dem Lande wußte man kaum etwas von der Sache, die Erwachsenen beteiligten sich daran nur mit einer gewissen Verschämtheit. Was das Schlittschuhlaufen des weiblichen Geschlechts betrifft, so gingen wohl allerhand Sagen um von den schlittschuhlaufenden Holländerinnen, von den Mädchen der Bauern, welche dort schlittschuhlaufend Milch und Butter auf den Markt brächten und dergleichen, aber an eine Beteiligung der jungen Mädchen dachte damals noch niemand, denn man war stark geneigt, im Schlittschuhlaufen etwas Unweibliches, mindestens Freies und Emanzipirtes zu erblicken. Wie anders ist dies heute

geworden! welche, man möchte fast sagen über das Maß hinausgehende Würdigung hat nicht seither der Sport des Schlittschuhlaufs, die Entfaltung von Kunst und Gewandtheit, die Anmut des Dahinschwebens, die Einwirkung der frischen Winterluft auf Gesichter und Gestalten gefunden! Jung und Alt läuft, die jungen Mädchen vermögen sich einen Winter ebensowenig mehr ohne Schlittschuhlauf wie ohne Bälle zu denken, und wem Körperbeschaffenheit oder Mangel an Uebung die Beteiligung verbieten, dem ist dies keine gleichgiltige, ruhig hingegenommene Sache mehr, sondern eine Sache schmerzlichen Reides. Ja, der Schlittschuhlauf thut das seinige, um unser Volk zu einem frischen und freudigen, und obendrein zu einem schönen Volke zu machen.

Aber noch ein anderer, vor einem Jahrzehnt noch wenig beachteter, eigentlich als bloße Kuriosität betrachteter Sport hat sich in Deutschland zu ungeheurer, täglich wachsender Verbreitung und Bedeutung emporgeschwungen: die Radreiterei, um uns hier einmal des vollkommen zutreffenden und Gottlob auch schon eingebürgerten deutschen Wortes statt des in diesem Falle besonders abscheulichen Fremdwortes zu bedienen. Das Publikum würde sich wundern, wenn einmal bei irgend einem Anlaß Zahlen über Umfang und Einfluß dieses Sports mitgeteilt würden; ich meinerseits bin nicht in der Lage, solche Zahlen angeben zu können, aber es ist Thatsache, daß über ganz Deutschland ein schon ziemlich enges Netz von Radreitervereinen verbreitet ist, daß dieselben ihre ständigen Lokale, ihre regelmäßigen Uebungen, ihre den Verhältnissen und Wünschen der Mitglieder angepaßten Vereinseinrichtungen haben, daß sie ihre großen gemeinsamen Feste feiern, ihre Ausflüge machen und in ausgedehntem Maße schon in ein System gebracht haben, daß bestimmte und zwar großartige Leistungen sowohl der Schnell- und Dauer- wie der Kunstfahrelei erstrebt werden, kurz, daß wir hier einer Sache gegenüberstehen, welche sich unter unsern Augen zu einer neuen volkstümlichen Art des Reisens und der zweckbewußten körperlichen Uebung gestalten will. Man hat wohl darüber geklagt, daß die gute alte Sitte des Fußwanderns in Abgang komme, und mancher mag Anstoß daran nehmen, daß auch das allmählich an ihre Stelle tretende Reitrad doch den Charakter einer größeren Hastigkeit, sowie eines Suchens nach den Hauptpunkten, statt des Sichbegnügens mit bescheidneren Reizen, ja eines Strebens nach dem gleichen atemlosen Vorwärtstürmen, wie die Eisenbahn solches aufweist, habe. Aber das liegt nun einmal in der Zeitströmung und muß als unvermeidlich hingenommen werden. Ist es nicht trotzdem herrlich, daß ein neuer Antrieb gegeben ist, das Vaterland zu durchschweifen und alle seine Winkel aus der Nähe zu sehen? Ist es nicht für den Einzelnen ein wundervoller Sport? Welche sicherere Haltung, welche Balance, welche Gewandtheit des Lenkens und Abspringens erzwingt derselbe! Auch hier wird dazu mitgeholfen, den künftigen Deutschen zu einem Menschen zu machen, der sich auch körperlich wieder sehen lassen kann unter den Völker der Erde.

Dahs oder Schaf? Mancher wird glauben, das komme doch auf dasselbe hinaus, denn beide seien gleich dumm. Aber nicht diese Frage wollen wir hier behandeln, welches Wort die stärkere „Verbalinjurie“ darstelle, sondern die für unser ganzes wirtschaftliches Leben überaus wichtige Frage, ob die Zurückdrängung der Schafzucht und deren Ersatz durch die Rindviehzucht wirklich in dem Grade berechtigt oder gar unvermeidlich sei, wie die spezifischen Freihändler dies in letzter Zeit mehrfach behauptet haben. So seltsam es klingt, so ist es doch Thatsache,

daß sich ein politischer Beigeschmack an die Frage knüpft, ob Dachs oder Schaf, so daß man wirklich scherzweise gesagt hat: die Fortschrittler seien mehr für das Rindvieh, die Konservativen mehr für die Schafe. Erstere sind nämlich allerdings, sofern sie unter Rücksicht auf die heutigen handelspolitischen Verhältnisse wirtschaften wollen, bestrebt, die Schafzucht aufzugeben oder doch zu etwas durchaus Nebenächlichem zu machen, während letztere behaupten, ohne Schafhaltung nicht vernünftig wirtschaften zu können. Beides hat je nach Lage der Umstände seine Berechtigung.

Daß Schaf ist bekanntlich außerordentlich genügsam und nimmt mit einem Futter vorlieb, welches bei anderm Vieh einfach keine Verwendung mehr finden könnte; allerdings fordert es daneben auch den Anbau gewisser Futtermittel, aber diese nehmen selbst für eine ansehnliche Herde nur geringe Flächen in Anspruch. Hat nun ein Gut bedeutende Flächen einer Weide, die sozusagen nur von Schafen noch ausgenutzt werden kann, oder ist die Wirtschaft einmal auf eine bestimmte Berücksichtigung der Schafe in Fruchtfolge, Brachfeld zc. eingerichtet, so gestaltet es sich zu einer schwierigen Sache, aus einem solchen Betriebe gleichsam das bisherige Mittelstück herauszunehmen und ihn auf ganz neuer Grundlage aufzubauen. Geht einer aber mit ansehnlichem Kapital in eine Wirtschaft hinein und will dieselbe durch energische Düngung, rationelle Fruchtfolge, Meiereibetrieb u. dgl. recht ertragreich machen, so kann er — zumal angesichts der seit einem halben Menschenalter bis vor kurzem herrschend gewesenen Wollpreise — die Schafe nicht brauchen und nimmt dann gern an, es sei die höhere Kultur als solche, vor der die Schafhaltung zurückweichen müsse. Da nun die erstern Güter meistens in altem, erbtem, größtenteils also adlichem Besitz befindliche, die letztern aber größtenteils von Kaufleuten und andern Kapitalisten erworben sind, so erklärt sich hieraus der oben angedeutete Gegensatz, sowie die eifrige Parteinahme der fortschrittlichen Presse für das Rindvieh und gegen die Schafe. Aber so gewiß der Wohlstand eines Landes nicht durch seine Produktion an sich, sondern durch seine Produktion im Verhältnis zur Bevölkerungsmenge bestimmt wird, so gewiß kommt es vom allgemeinen landwirtschaftlichen Standpunkte nicht darauf an, was in einer Menge von einzelnen Fällen am zweckmäßigsten ist, sondern darauf, wie die Gesamtbenutzung des Bodens sich zu den Bedürfnissen der Bevölkerung verhält. Unanfechtbar sind nun die beiden Sätze, 1. daß Schafzucht und Wollkultur bei uns nicht nur sehr gut möglich sind, sondern sogar ausgezeichnete Produkte früher erzeugt haben und auch heute noch sehr gut erzeugen könnten, und 2. daß wir z. B. in unsern östlichen Provinzen sehr viel geringen, ohne die Schafzucht kaum auszunutzenden oder doch in keine so gute Fruchtfolge einzustellenden Boden haben. Die Konsequenz hiervon ist, daß eine der Hauptursachen für die bedrängte Lage der Landwirtschaft in unsern nordöstlichen Provinzen in der Unrentabilität der Schafzucht einerseits, dem furchtbaren Rückgange dieser letztern — um viele Millionen Stück — anderseits liegt. Allerdings behaupten die Fabrikanten und Wollhändler, sie würden heute noch so gern wie vor einem Menschenalter gute, „treue“ einheimische Wolle kaufen, und jetzt habe ja auch der Preis sich wieder gebessert, aber die einheimische Wolle sei nicht etwa so gering, sondern so ungleichmäßig und unzuverlässig geworden, daß man sie kaum mehr fortiren und verarbeiten, folglich auch kaum mehr kaufen könne. Die Sache ist leider richtig; nur ging es damit folgendermaßen zu.

So lange bei der einheimischen Wollkultur etwas herauskam, konnte man den Wollzüchtern sicherlich nicht den Vorwurf machen, daß sie ihr Produkt und das Streben nach hervorragender Güte desselben vernachlässigt hätten. Im Gegenteil,

nach der Meinung vieler wurde damals des Guten zu viel gethan. Dann kam aber die Zeit der überseeischen Massenschafzucht: in Australien, am Laplata, in Uruguay, am Kap. Mit dieser Massenproduktion und den Mittelqualitäten zu konkurriren, war unmöglich; wo so und so viele Schafe auf einen Menschen kommen, da werden Erfolge erreicht, denen sich in einem Lande, wo auf so und so viele Menschen erst ein Schaf fällt, nun einmal nichts entgegenstellen läßt. Hätten unsre Züchter nun nach wie vor allen Wert auf die Güte gelegt und in ihr den Konkurrenten zu schlagen gesucht, so würden sie nach einer nicht allzu langen Uebergangszeit wahrscheinlich immer noch befriedigende Ergebnisse erzielt und den Ruf der schlesischen und preussischen Wolle siegreich aufrecht erhalten haben. Das Unglück wollte aber, daß alle Ueberflutungen mit ausländischen Produkten zu gleicher Zeit begannen, sodaß der Druck auf den Wollpreis sich mit dem Druck auf den Getreidepreis verschmickerte. Dagegen war damals die Zeit, wo der Fleischpreis anzog — und diesem Reize vermochten, unter so ungünstigen und auch für die Zukunft bedrohlichen sonstigen Umständen, die meisten Schafzüchter nicht zu widerstehen. Fleischschafe oder doch Kreuzung zwischen Fleisch- und Wollschafen wurde die Lösung; die unglückseligen Rambouilleten kamen auf, die ununterrichteten und der Zeitströmung gegenüber haltlosen einzelnen Züchter gaben sich den tollsten, ziellosesten Verkreuzungen hin, die trefflichen alten Stammherden gingen größtenteils zu Grunde, und die ganze feine Wollkultur natürlich mit. Als nun nach einiger Zeit auch das Fleisch so gut wie preislos wurde, da standen denn — diesmal nicht die Ochsen, sondern die Schafe vollends am Berge. Nun waren die guten Leute vollends ratlos geworden und züchteten oder verzüchteten (soweit sie nicht ganz und gar den Mut verloren und die ganze Schafhaltung aufgaben) nach Kräften drauf los; und so konnte es kommen, daß thatsächlich gewisse grobe und geringe Wollen so gut wie unverkäuflich wurden, selbst die besseren und gleichmäßigeren einheimischen Wollen zu wahren Spottpreisen weggingen und unter den Händlern die bössartige Redensart umzugehen begann, die Laplata-, australischen u. Wollen seien überseeisch, die deutschen aber überflüssig.

Zu der höchsten Not begannen die Leute sich endlich darauf zu besinnen, daß sie — wenngleich in entschuldbarer Weise — an ihrem Elend selbst Schuld seien, und traten zu sehr thätigen Vereinen mit vorzüglichen Grundsätzen zusammen. Es ist in der That durchaus nicht nötig, gerade nur die höchste Feinheit der Wolle im Auge zu haben; nur muß man überhaupt einem erreichbaren Ziele nachstreben. Wer nichts will als einige Fleischschafe für seinen Hausbedarf oder allenfalls einen gelegentlichen Absatz, der mag Fleischschafe züchten; es giebt auch gewisse kleinere Güter, deren Verhältnisse sich für eine etwas ausgedehntere Fleischschafzucht eignen. Nur soll man dann keine gute Wolle verlangen. Wer nach altmodischer Art für seine Leute und für seine Familie den Bedarf an groben Wollstoffen selbst herstellen will, vielleicht auch noch Absatz für geringe, aber solide Wolle bei den Hie und da noch bestehenden einheimischen Geschäften hat, für den ist das alte ostpreussische Landschaf heute noch ganz gut, nur soll er es weder mit Schwarznasen noch mit feinen Tuchwollschafen kreuzen, sondern vor allem etwas Gleichmäßiges, Zuverlässiges zu erzielen trachten. Wer aber feine Wolle, sei es Tuch- oder Kammwolle, haben will, der züchte darnach seine Schafe, und meine nicht, daß er beliebig kreuzen und dann doch eine gute, gleichmäßige, in ihrer Eigenart dem Händler wie dem Fabrikanten bekannte Wolle scheren könne. Darauf, eine gewisse Zuchtrichtung inne zu halten, kommt alles an, und noch giebt es hier treffliche, reingezüchtete Stammherden, aus denen er sich mit dem nötigen Material versehen kann.

Für die Wollproduktion kommt, bei der gewaltig steigenden Nachfrage nach Wolle und Wollprodukten, eine bessere Zeit. Wir lassen uns nicht auf die Frage ein, ob, wie die Wollzüchter behaupten, trotzdem (wegen der ungeheuern Ueberlegenheit der überseeischen Wollen im Massenprodukt) für die Uebergangszeit nicht ohne einen Wollzoll auszukommen sei. Aber wir glauben darauf hinweisen zu dürfen, daß es nicht nur für unsre Land-, sondern für unsre gesamte Volkswirtschaft ein unermesslicher Vorteil wäre, wenn unsre Schafzucht sich neu belebte, und daß hier ein noch viele Millionen werthes eignes Produkt auf einem Boden zu erzielen ist, welcher andernfalls so gut wie wertlos sein würde.

## Literatur.

Die Schlacht bei Borodino am 7. September 1812. Mit besondrer Rücksicht auf die Teilnahme der deutschen Reiterkontingente. Von Maj. Freiherrn von Dittfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann. Mit drei Plänen und fünf Beilagen. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben. Marburg, Elwert, 1887.

Ueber den russischen Feldzug 1812 ist schon viel veröffentlicht, allgemein Geschichtliches und Erinnerungen einzelner Beteiligten; aber immer von neuem liest man mit Interesse von jenem riesigen Kampfe, in welchem, wie alle Patrioten gehofft hatten, endlich den Welkeroberungsplänen Napoleons ein Ziel gesetzt wurde, und je mehr man über diesen Feldzug mit all seinen Schrecknissen liest, umso mehr begreift man, warum die alten „Russen“ mit besondrer Vorliebe immer und immer wieder von ihren Erlebnissen bei der „großen Armee“ sprachen. Aber auch für die heutige Jugend, welche kaum noch direkten Verkehr mit den Teilnehmern an den gewaltigen Ereignissen der ersten fünfzehn Jahre dieses Jahrhunderts haben konnte, ist es nützlich, sich genau über jene Zeiten zu unterrichten, an welchen die deutsche Jugend fremden Fahnen folgen, der deutsche Boden als Schlachtfeld für die Auskämpfung fremder Interessen dienen mußte. Von diesen Gesichtspunkten aus kann auch die hier besprochene Schrift nur lebhaft empfohlen werden, der es keinen Abbruch thut, daß sie nach dem Tode des Verfassers längere Zeit der Veröffentlichung geharrt hat. Es wird das blutige Ringen bei Borodino, wo der dritte Teil der Wittstreiter kampfunfähig wurde, mit lebhaften Farben und unterstützt durch übersichtliche Pläne geschildert, die Vorgeschichte zeigt uns den beispiellosen Leichtsinne Napoleons bezüglich der Sorge für seine Truppen und seinen furchtbaren Uebermut gegenüber seinen deutschen Bundesgenossen, während die Schlußbetrachtung zeigt, wie das vollständig erschöpfte Heer seines nur unter den furchtbarsten Opfern und Mühen errungenen Sieges nicht froh werden konnte. Da vorzugsweise die deutschen Kontingente mit ihrer Entwicklung zum Teil aus den alten Reichstruppen geschildert werden, so gewinnt das Werkchen besonders Interesse auch für die deutsche Stammesgeschichte. Ist das Buch auch von einem Soldaten zunächst für Soldaten geschrieben und möchte es namentlich für die heute ja zu erneuter Wichtigkeit gelangte Reiterei, deren Leistungen ganz besonders dargestellt werden, von Bedeutung sein, so wird doch auch jeder andre das Buch mit Interesse lesen und reichliche Belehrung über die darin erzählten Ereignisse daraus schöpfen können.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.